

als aufgelöst, in dem er sich vergewissert hat, daß der festgelegte Beschluß durchgeführt wird: nämlich der Urteilspruch vom 11. Juni 1952, nachdem die beiden Kinder ganz in die freie Obhut des Ehepaars Rosner gegeben werden, das die Kinder in seiner Familie in Gadera aufnehmen und erziehen soll."

*

Das „Israelitische Wochenblatt der Schweiz“ veröffentlicht vom 10./17. Juli 1953 den folgenden Beitrag:

„Une affaire Finaly à rebours“

Vor einiger Zeit schrieb ein jüdischer Arzt aus Jerusalem dem „Figaro“ (Paris) im Zusammenhang mit der Finaly-Affäre einen Brief, in dem er darauf hinwies, daß es während der Nazi-Zeit auch Katholiken gab — die im Gegensatz zu Mlle. Brun und den baskischen Priestern — jüdische Kinder vor der Deportierung retteten und sie bis zur Befreiung versteckt hielten, ohne je daran zu denken, sie zu taufen oder sie gar den Verwandten vorzuentshalten; er erwähnte den besondern Fall jüdischer Kinder, die von einem belgischen Geistlichen bis zum Kriegsende in Obhut genommen worden waren. Das Pariser Wochenblatt „Samedi-Soir“ ist nun der Geschichte dieser Kinder und ihres Beschützers nachgegangen und berichtet darüber in seiner Nummer vom 16. Juni in einer ausführlichen und ergreifenden Reportage unter dem Titel „Une affaire Finaly à rebours“ (Eine Finaly-Affäre im umgekehrten Sinne):

„Als das Ehepaar Rutenberg, das mit seinen vier Kindern, von denen das jüngste 1940, als die Deutschen Belgien überannten, geboren wurde, auf seiner Flucht aus Deutschland beim Pfarrer eines Dorfes Zuflucht gefunden hatte, 1941 deportiert wurde, blieben die Kinder allein zurück; die beiden Töchter des Ehepaares, die damals erst ein Jahr alte Sonja und die zwölf Jahre alte Regina, wurden dann vom alten Vater des Pfarrers aufgenommen, während die beiden acht und zwölf Jahre alten Söhne Siegmund und Wolfgang beim Bruder des vorerwähnten Pfarrers, dem Abbé von Gotem, Joseph Célis versteckt wurden.

Célis ließ die Kinder zwar stets mit zur Messe in die Kirche gehen, sie aber täglich aus der Thora, die sie mitgebracht hatten, bedeckten Hauptes beten, las mit ihnen die Bibel und suchte ihre Fragen zu beantworten, ohne im mindesten ihre religiösen Empfindungen zu verletzen oder irgendwelchen Druck auf sie auszuüben; er ging auch auf keinerlei Diskussionen über Christus mit ihnen ein, selbst als sie einmal deswegen miteinander stritten. Während acht Tagen versteckte der Geistliche vor ihren Augen auch zwei jüdische Flüchtlinge bei sich, die an seine Tür gepocht hatten. Als die Ortschaft 1945, einen Monat vor der Befreiung, mit in den Strudel der letzten Kriegsereignisse gezogen wurde und der Priester flüchten mußte, wurden die beiden Kinder in einem nahen Jägerhäuschen verborgen gehalten und hier von der Haushälterin des Pfarrers weiter betreut. Bald sollten die vier Kinder, von denen die älteste Schwester 1943 nach Auschwitz deportiert worden und die jüngste bei einer Familie untergebracht war, wieder vereinigt sein, indem Regina wie durch ein Wunder aus Auschwitz zurückkehrte. Célis verhalf ihnen allen nun zur Auswanderung nach Israel, wo sie heute leben, die Brüder im Kibbutz Ramat-Hascharon, die Schwestern in Tel Aviv. Abbé Célis durfte 1950 mit seiner Haushälterin nach Israel fliegen, wohin er von einer mit den Rutenbergs befreundeten Ingenieurfamilie anlässlich der Hochzeit des einen Rutenberg zu einem zweimonatigen Aufenthalt eingeladen wurde.

Niemand in Israel, so schreibt der „Samedi-Soir“, vergißt den braven Abbé Célis, der inzwischen verstorben ist, seine Haushälterin Maria Tabruny wie die Leute von Gotem, und der Briefwechsel zwischen Israel und Gotem hält noch heute an. „Hätten Sie die Kinder taufen lassen, wenn sie es gewollt hätten?“ hatte der Reporter den Pfarrer seinerzeit noch

gefragt, und dieser antwortete: „Nein“, ohne Zustimmung der Eltern hätte er keine Taufe vorgenommen und ohne sie auf keinen Fall vor ihrer Mündigkeit.“ — So kann man in Abwandlung eines geflügelten Wortes sagen: Es gibt noch Geistliche in Europa!“

10/15) Irrtümer und Tatsachen über Israel

Mit freundlicher Erlaubnis der Briefschreiber veröffentlichen wir zwei uns zugegangene Briefe, von Dr. Eva Felner und Prof. Dr. Huzo Bergmann, die weitverbreitete irrtümliche Vorstellungen über Israel richtigstellen.

Liebes Fräulein Dr. Luckner!

z. Zt. Köln, 15. 1. 54

Vor einigen Tagen fiel mir das Buch „Aliyah — Eine Reise durch Israel“ von Stephen Spender (Übersetzung des englischen Originaltextes ins Deutsche von Fulvie von Hahn) in die Hände. Soweit ich informiert bin, ist es das erste Buch über Israel, das in Deutschland erscheint. Zum ersten Male werden sich weite deutsche Leserkreise über das Leben und Treiben der Juden in Israel informieren können. „Aliyah“ scheint auf den ersten Blick ein gutes Buch zu sein. Es ist ehrlich, hervorragend geschrieben, klug, und immer spannend. Und ich würde die deutsche Ausgabe sehr begrüßen, wenn es nicht eben das erste Buch in deutscher Sprache über Israel wäre. (Bisher sind nur einige Broschüren erschienen. Die Red.) Da es das aber ist, und der deutsche Leser demnach nicht die geringste Vergleichsmöglichkeit hat, — nirgend anders seine Informationen über Israel beziehen kann, — können die Mängel und Fehler, die es aufweist, leicht zu gefährlich falschen Interpretationen führen. Der Verfasser war offenbar nur kurze Zeit in Israel, und da er sein Augenmerk besonders auf die Kindererziehung richtete, sind ihm begreiflicherweise, zumal in bezug auf die übrigen Gegebenheiten und Probleme, Irrtümer unterlaufen.

Das Buch krankt an sachlichen Fehlern, unberechtigten Verallgemeinerungen, irreführenden Ausdeutungen und, — wenn ich offen sein soll, — auch an herablassender Gönnerhaftigkeit. Ich will mich nur auf einige Beispiele beschränken: Auf Seite 27 schreibt Herr Spender, daß die jüdischen Orientalen, „ihre Rationen verschachern“, weil diese besser sind, als das Essen, das sie in ihren Herkunftsländern gewohnt sind. Dies stimmt nicht. Die Orientalen verschachern gewisse Nahrungsmittel, weil sie sie nicht kennen und sich weigern, sie zu essen. Der Verkauf entspringt also nicht dem Überfluß (— den es in Israel leider nicht gibt —) oder der Sucht zu „schachern“, sondern der orientalische Mensch kennt gewisse Nahrungsmittel nicht und weiß sie daher nicht zu verwerten. Daher ist es begreiflich, daß viele diese für sie unnützen Dinge verkaufen. Andere (z. B. Kurden) hingehen werfen sie einfach weg! Die Regierung von Israel versucht diesem Mißstand durch Umerziehung, und auch durch ein Eingehen auf die orientalischen Besonderheiten, abzuwehren. — Ebenso wenig stimmt auch die Behauptung des Verfassers (auf Seite 11): „Die Bevölkerung von Tel Aviv ist vorwiegend orientalistisch“, ist doch gerade Tel Aviv eine Stadt mit weit überwiegender westlicher Bevölkerung. Auf Seite 65 will der Verfasser den Spitznamen „Sabre“ der gebürtigen Israelis erklären, indem er sagt: „Ist man in Israel geboren, tritt man damit in einen etwas fragwürdigen Zustand des Gesegnetseins und heißt ‚Sabre‘; das ist der Name einer Kaktuspflanze, die stachelige Früchte trägt; sie sind kaum essbar, das Innere ist weich und schmeckt nach Traubenzucker.“ — In Israel geboren zu sein, ist für die Israelis gar keine fragwürdige Angelegenheit. Es ist, im Gegenteil, ein großer Stolz. Denn „Sabre“ bedeutet wohl Kaktusfrucht, — aber diese Kaktusfrucht ist zwar außen stachelig, aber innen weich, süß und äußerst schmackhaft! (nicht kaum essbar!). So — sagt der Volksmund — sei der junge Israeli.

Die Stadt Beer-Sheva im Negev erinnert den Autor an einen „Wildwestfilm“ und er gibt alle möglichen Erklärungen für diesen „wilden Eindruck“, z. B. u. a. sogar die Schauspiellust der Juden! Offenbar ist Spender völlig entgangen, daß in Beer-Sheva eines der größten Soldatenheime des Landes steht und eine Kaserne, und daß Beer-Sheva ein gewisser militärischer Mittelpunkt ist. Daher die verstaubten Gestalten in Kaki, die sich „in... rauen Hemden mit Pistolen im Gürtel auf den Holzstühlen der Cafés rekeln“.

Bei weitem irreführender als die Tatsachenfehler die dem Autor unterlaufen sind, sind seine — zum Teil völlig unbegründeten — Verallgemeinerungen!

Woher hat Herr Spender die Beobachtung, wenn er (auf Seite 18) schreibt: „Die Kinder werden gelehrt, ihre nationalen Feinde zu hassen“? — Ich weiß nicht, welchem Erzieher Herr Spender da in die Hände gelaufen ist. Es gibt solche Menschen — auch in Israel. Die Juden haben ja schwere Jahre und einen bitteren Krieg hinter sich. — und nicht alle können sich zur Menschlichkeit und Güte durchringen. Viele bleiben im Sumpf des Hasses stecken. Aber im großen und ganzen staunt man vor der Friedfertigkeit der Israeli. und dem wahrhaften Kreuzzug des guten Willens, den die einflußreichen Persönlichkeiten — und insbesondere die Erzieher —, gegen den Chauvinismus und den Haß gegen Araber fechten.

Auf Seite 28 meint der Verfasser, „daß Kunst und Unterhaltung an mangelnder Lebensenergie krankten“. Dies ist eine krasse Verallgemeinerung einer sehr subjektiven Meinung, — die noch dazu auf verblüffend wenigen Tatsachen aufgebaut ist. Wenn Israel an irgend etwas krankt, so ist es geradezu ein Überschuß an Lebensenergie. Man reibt sich sogar damit gegenseitig auf. Auch in der Kunst ist diese Energie nicht minder zu spüren. Sogar unter den Soldaten wird ständig gemalt, musiziert, gebildhauert, Theater gespielt. Überall im Lande sitzen Künstler von beträchtlichem Format. Man kann im kleinsten Dorf die schönsten Ausstellungen und Aufführungen von lokalen Künstlern sehen. Da aber das Land furchtbar arm ist, wird Kunst nicht bezahlt. Die meisten Aufführungen und Ausstellungen sind unentgeltlich. Auch für Propaganda ist kein Geld da. So verschwinden die Werke in der Anonymität.

Ich habe in Saffed die Ausstellung eines ganz erstklassigen Malers besucht. Er war Spezialist für Glasfenstermalerei. Israel ist viel zu arm, um teure Glasfenster herzustellen. Der Künstler macht also seine Entwürfe, stellt sie (unentgeltlich) aus, und packt sie wieder ein. Um sich zu ernähren, arbeitet er sechs Monate im Jahr als Straßenarbeiter. — Herr Spender übersieht, daß ein so junger Staat in fünf Jahren keine nationale Kunst „sui generis“ hervorbringen kann, die einer organischen Entwicklung entspräche.

Was die Vergnügungen betrifft, so haben die Menschen in Israel zwar dafür wenig Zeit (nach 9 Stunden Arbeit in brennender Sonne, bei schlechten Verkehrsmöglichkeiten, Hausarbeit, usw. wären die meisten Europäer unfähig, noch etwas anderes zu unternehmen, als erschöpft ins Bett zu fallen); aber bei den Israelis wirkt sich auch in dieser Beziehung eine fast unvorstellbare Lebensenergie aus, — bis tief in die Nacht wird getanzt, werden Scharaden gespielt, wird musiziert, gesungen. Für kostspieligere Vergnügungen ist kein Geld vorhanden.

Auf Seite 64 schreibt der Autor: „Immerhin ist die Behauptung ‚Wir waren Juden, jetzt sind wir Israeli‘ wahr.“ — Dies trifft auch nur in bestimmten Gruppen zu. Es ist eine verständliche Reaktion. Für viele ist Israel nur die Erlösung von 2000 Jahren „Nicht-Dazugehörigkeit“. Endlich haben sie ein Land. Endlich sind sie ein Volk geworden. Und die Tatsache, daß sie Juden sind, tritt zeitweise zurück. Aber diese Reaktion ist keineswegs allgemein. Kein Frommer wird es sagen; keiner von den älteren Liberalen. Überall wird gegen diese rein nationalistische Auffassung

des Judenstaates gepredigt. Und wenn einige Gehetzte und Gejagte, die nun endlich der Verfolgung entronnen und ein Heim gewonnen haben, nichts anderes als Israeli sein wollen, lächelt man in Israel darüber, und sagt „Wartet nur! Das geht vorbei!“

An verschiedenen Stellen des Buches wird die von den Parteien Haß und Gunst verwirrte Araberfrage völlig mißverständlich behandelt. Seite 32 schreibt Herr Spender über die verwüsteten Araber-Dörfer und fügt hinzu: „Meine Führer schwiegen immer hartnäckig über solche Dörfer.“ Warum sie darüber schwiegen, sagt er nicht. Auch nicht, welchen Grund er für ihr Schweigen annimmt. Der Satz steht einfach so da. — Und man kann sich nun denken was man will. Das Nächstliegende, ja, — beinahe Suggestierte — ist wohl die Annahme, daß die Israeli über die Dörfer schwiegen, weil ihr eigener Vandalismus sie zutiefst beschämt. Diese Hypothese würde aber keineswegs der Wahrheit entsprechen. Im übrigen fällt mir immer wieder auf, was wohl Herr Spender für „Führer“ hatte. Mir gegenüber ist nicht ein einziger Israeli angesichts der zerstörten Araberdörfer verstummt. Im Gegenteil. Ich mußte endlose Berichte über den Kampf um dieses oder jenes Dorf anhören. — (Anmerkung der Redaktion: In einer Besprechung von Herrn Dr. Naor über „Aliyah“ in der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden VIII/36, 11. 12. 1953 scheint eine Erklärung für die Frage von Fr. Dr. Felner enthalten. Herr Dr. Naor schreibt: „Die Angst, ihm nur ja keine Propaganda aufzutischen, scheint nahezu alle seine Reisebegleiter und israelischen Gesprächspartner erfaßt zu haben. Fast will es einem manchmal scheinen, als ob sie einen Horror davor hatten, ihm auch die lichten und erfreulichen Seiten, die Erfolge zu zeigen und daß sie, aus Furcht vor dem Propagandagespenst, ihm überall eher die problematischen Erscheinungen, ihm mehr Probleme als natürliche Kinder gezeigt haben.“)

Auf Seite 123 heißt es: „Aber nie habe ich jemanden gehört, der den Araberdörfern nachgetrauert hätte, die völlig zerstört wurden, und deren unzählige Ruinen an jeder Straße zu sehen sind.“ Herr Spender scheint mit wenigen Israelis gesprochen zu haben, und diese wenigen waren anscheinend traurige Fanatiker. In weitesten Kreisen Israels beklagt man die unvermeidliche Zerstörung schöner alter Araber-Dörfer. Wie sehr diese eigenartigen Dörfer in Israel geschätzt sind, geht daraus hervor, daß Dutzende von nicht-zerstörten leeren arabischen Dörfern dastehen. Die Regierung hat verboten, sie zu besiedeln oder abzureißen; trotz des katastrophalen in Israel herrschenden Mangels an Wohnungen. Nur Araber — (und in Israel gibt es deren viele, sie sind Israeli und haben die gleichen Rechte wie die Juden) — dürfen dort siedeln! Wenn keine Araber nach einer bestimmten längeren Frist sich dort ansässig machen, können Juden mit einer speziellen, aber nur schwer erhältlichen Genehmigung der Regierung sich dort niederlassen. Der oben angeführte Satz des Buches läßt auch die Vermutung aufkommen, daß die Juden wie Vandalen alles zerstört haben, was ihnen in die Hände kam, und somit alle arabischen Dörfer in Trümmerhaufen verwandelt haben. Mit welchen primitiven, ärmlichen, — nur völlig unzureichenden Mitteln eine Handvoll Juden in diesem Krieg gegen die überwältigende Übermacht der Araber gekämpft hat, ist bekannt. Die Vorstellung, daß sie aus reiner Zerstörungslust arabische Dörfer in Trümmer gelegt haben, ist absurd. Sie hatten weder Munition noch Zeit dazu. Nur die Orte, die bis zum letzten Widerstand leisteten, wurden zerstört. Israel hat sehr viele völlig unangetastete arabische Dörfer. (Anm. d. Red.: Auch das in Israel gelegene Nazareth ist eine Stadt, die von etwa 20 000 überwiegend christlichen Arabern heute bewohnt wird.)

Auf Seite 34 vertritt Herr Spender sogar die Ansicht „daß man Achtung fühlt vor dem Haß zwischen Arabern und Juden. Da sie sich nicht vertragen können, ist dies viel-

leicht die beste Art. ihre geistige Unabhängigkeit zu bewahren“... Eine solche Feststellung ist nicht nur vom menschlichen und philosophischen Standpunkt aus absurd und des Menschen unwürdig, sie entspricht auch keineswegs den Tatsachen. Araber und Juden verstehen sich nämlich menschlich im Grunde gut. Es sind u. a. wirtschaftspolitische Gründe (Feudalverfassung in den arabischen Staaten, die den eigentlichen politischen Gegensatz bilden (z. B. herrscht bestes Einvernehmen zwischen Juden und den in Israel verbliebenen Arabern). Man könnte überdies durch Herrn Spender auf den Gedanken kommen, daß man in Israel die Araber wegen ihrer Religion haßt! Dies aber ist keineswegs der Fall. Der lebendige Beweis sind Tausende von mohammedanischen Arabern, die es vorgezogen haben, in Israel zu bleiben. (Anmerkung der Red.: Es leben über hunderttausend Araber mohammedanischer Religion in voller Gleichberechtigung neben ihren israelischen Mithürgern und auch in voller Freiheit in ihrem religiösen Eigenleben.)

Auf Seite 183 spricht der Verfasser verschiedene Male vom „Weltjudentum“. Er meint es ganz harmlos, und will nur sagen, daß die Juden der ganzen Welt Israel ökonomisch helfen. Hier, in Deutschland, aber hat das Wort „Weltjudentum“ noch einen bitteren Nachhall. Es ist noch nicht lange her, seitdem dem Volk eingehämmert zu werden versuchte, daß es das Opfer eines sagenhaften „Welt-Judentums“ sei. Und in gar manchem mag noch ein Körnchen Gift schlummern, daß durch solch ein hingeworfenes Wort wieder Kraft gewinnt.

Auf Seite 188 werden die verschiedenen Parteien Israels genannt. Unter ihnen die Extreme Rechte, „deren nationalistische Gewalttätigkeit viele Menschen mit Schauern an die Zeit Hitlers erinnert.“ Ein Kommentar ist hier eigentlich überflüssig. Kurz: Fanatiker der extremen Rechten haben Bomben gelegt und Menschen ermordet. Solche Terrorakte sind grauenhaft und können gar nicht genug beklagt werden. Sie wurden aufs schärfste in Israel verurteilt. Ein Vergleich aber mit der Zeit des „Dritten Reiches“ ist völlig absurd.

Ebensowenig kann man etwa von den Kindern aus Mellah sagen: „Man hat solche Kinder aus Lebensbedingungen gerettet, die denen in den KZ. nicht nachstanden!“ (S. 81) Diese Kinder aus dem Osten sind unterernährt, und zum großen Teil krank. Sie haben in schmutzigen und armseligen Hütten ihr Leben verbracht. Aber kann man solche Lebensumstände mit den systematischen Grausamkeiten eines KZ.-Lebens und der Vernichtung von Millionen von Menschen in den KZ. vergleichen?!

Erwähnt werden mag auch noch eine gewisse Gönnerhaftigkeit, mit der Herr Spender das junge Volk der Israeli betrachtet. Er meint es zwar keineswegs böse. Er klopft nur ein wenig auf die Schultern der „Eingeborenen“, wie manche auf die Schultern der „Eingeborenen“ ihrer Kolonien klopfen.

Auf Seite 53 spricht der Verfasser z. B. von einem Psychiater, Dr. Kaplan, und meint, daß er das verkörpert, „was der Engländer einen guten Juden nennt“. Er will damit wohl nur sagen, daß Dr. Kaplan ein sympathischer Mensch ist. Aber uns erinnert der „gute Jude“ zu sehr an die Ausnahme (die die Regel bestätigt) unter den vielen „schlechten Juden“ die liquidiert werden mußten.

Sie, liebes Fräulein Dr. Luckner, haben das Deutschland der Nazizeit erlebt und Israel kennengelernt. Sie werden meine Bedenken über dieses Buch „Aliyah“ verstehen. Es genügt nicht, daß es spannend und mit Sympathie geschrieben ist. Aber es gibt kein klares und eindeutiges Bild. Es ist kein Tatsachenbericht, sondern eine Zusammenfassung von sehr subjektiven und auch oberflächlichen Eindrücken. Die Zeit der Judenverfolgung und Ausrottung liegt noch zu kurz hinter uns. Die sechs Millionen Ermordeten lasten noch schwer auf Israelis und Deutschen. Keines der beiden

Völker steht dem anderen unbefangen und selbstverständlich gegenüber. Hier zittert noch dumpfes Schuldgefühl, unbewußte oder bewußte Ablehnung gegen diejenigen, an denen man sich vergangen hat. — dort Rachegefühl für erlittenes Unrecht, ungestillte Trauer um geliebte Tote in den Herzen der Menschen, ein Komplex von Not und Qual. Wenn man überhaupt eine Brücke schlagen kann, zwischen Deutschland und Israel, so muß sie auf Pfeilern von Klarheit, Sachlichkeit und Eindeutigkeit ruhen. Dieses Buch „Aliyah“ aber ist kein solcher Pfeiler.

Mit besten Grüßen

Ihre

E. Felner

(Anmerkung der Redaktion: G. Luckner hat Fräulein Dr. Felner mitgeteilt, daß wir ihre Ansicht in Bezug auf das Buch „Aliyah“ teilen und aus diesem Grunde die Genehmigung zur Veröffentlichung dieses Briefes erbeten.) (s. u. S. 34.)

Israel und die katholische Kirche

Auf einer Reise von Jerusalem nach USA. 18. 9. 1953

Liebe Dr. Luckner!

... Sie fragen nach dem Verhältnis der Bevölkerung von Israel zur Katholischen Kirche. Ich weiß nicht, ob nicht hier und da ein Übergriß stattgefunden hat. Das kann ja möglich sein, denn Sie wissen, daß leider Gottes zwischen Ihrer Kirche und meiner Synagoge eine schwere historische Erinnerung liegt, die sich nicht in wenigen Jahren auslöschen läßt, und wir Juden haben alle die Inquisition und die Erinnerung an die Hetzkapläne (meiner Jugend in Österreich zum Beispiel) im Blut. Aber im ganzen darf ich in aller Wahrhaftigkeit sagen, daß die Errichtung des Staates Israel sehr viel dazu beigetragen hat, unser gegenseitiges Verhältnis zu klären und zu gesunden. Darf ich auf ein kleines, aber sehr charakteristisches Symptom hinweisen? Ich erhalte eben hier die Tageszeitung „Davar“ vom 4. 9., das Organ der sozialistischen Mehrheitspartei „Mapai“; das Blatt enthält unter dem Titel „Ein Wort an die Ochsen“ einen Gewissensruf an gewisse Profitierer und der Titel des Aufsatzes erklärt sich durch das Motto, das der Verfasser dem Aufsatz voranschickt: 1. Brief an die Korinther 9, 9—10. Der Verfasser ist einer der angesehensten Politiker der „Mapai“, Elieser Livneh. Das wäre in der hebräischen Literatur noch vor einigen Jahren unmöglich gewesen, daß ein Schriftsteller seinem Aufsatz einen Satz der Evangelien voranstellt. Sie sehen: eine schwere Neurose unseres Volkes, bedingt durch grausame historische Umstände, beginnt zu heilen.

Und im besonderen: Wir sind der Katholischen Kirche tief zu Dank verpflichtet dafür, daß sie uns in Jerusalem die beiden Klöster, Terra Santa und Ratisbonne, zur Verfügung gestellt hat, damit unsere hebräische Universität, die durch den Krieg heimatlos geworden ist, ihr Werk weiterführen kann. Zwischen uns und dem Leiter dieser Klöster bestehen die herzlichsten Beziehungen, und bei allen akademischen Feiern, bei allen Vorlesungen von allgemeinem Interesse können Sie unsere Freunde aus den Klöstern in ihrer Ordenstracht anwesend sehen. Nicht wenige der Mönche verstehen und sprechen hebräisch und manche sind willkommene Mitglieder unserer wissenschaftlichen Gesellschaften, wie z. B. unserer philosophischen Gesellschaft in Jerusalem.

Viele von uns — aus beiden Lagern — sind überzeugt, daß dieses gegenseitige Verhältnis des Vertrauens wachsen wird. Die Tatsache, daß kürzlich in Ramat Gan eine Straße nach einem katholischen Geistlichen benannt wurde, der im Kriege viele Juden gerettet hat, ist auch ein Zeichen einer gewandelten Gesinnung.

Ich schreibe dies am Vorabend unseres heiligsten Tages, des Versöhnungstages. Wir wollen alle um Versöhnung beten...

Herzlichst

Ihr
Hugo Bergmann

10/16) Einwanderung und Bevölkerung in Israel

Die Einwohnerzahl Israels ist durch die Bevölkerungszunahme um etwa 120 Prozent seit Mai 1948 auf 1 665 739 Menschen angewachsen (Stand von 1. 1. 1954). In dieser Zeit wanderten über 700 000 ein, mehr als in den 70 Jahren der jüdischen Kolonisation.

Der neue, eingewanderte Bevölkerungsteil wird langsam und stufenweise in das Wirtschaftsleben des Landes eingegliedert. Eine bemerkenswerte Änderung zeigt sich in der beruflichen Aufteilung der neuen Bevölkerung. Etwa 100 000 der Einwohner sind von der Landwirtschaft aufgenommen worden. Ihr Anteil an der berufsmäßigen Gliederung der Bevölkerung hat nicht nur mit dem Anwachsen der Gesamtbevölkerung Schritt gehalten, sondern ist größer geworden. Die Unterbringung der vielen, der körperlichen Arbeit ungewohnten Einwanderer als Landwirte und Arbeiter macht gute Fortschritte...

Für eine Nation, die 60 bis 70 Millionen Dollar im Jahr für Lebensmitteleinfuhren aufwenden muß und nur die Hälfte des Nahrungsmittelbedarfs selbst erzeugt, stellt die landwirtschaftliche Produktion ein entscheidendes Problem dar.

Der Anstieg der landwirtschaftlichen Erzeugung, wie er in der folgenden Darstellung veranschaulicht wird, ist sehr ermutigend:

	1948/49	1951/52
Bewässerte Fläche	290 000 Dunam	510 000 Dunam
Bebaute Fläche	1 650 000 Dunam	3 470 000 Dunam

(1 Dunam = 1 000 Quadratmeter)

Zahl der landwirtschaftl. Ansiedlungen	300	640
Für die Bewässerung benutzte elektrische		

	1949	1952
Energie	65 468 000 kWh Sept. 1948	139 682 000 kWh März 1953
Traktoren	681	3 090

Die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion konnte demnach mit dem Anwachsen der Bevölkerung Schritt halten...

Noch ist das Land darauf angewiesen, 50 Prozent seiner benötigten Nahrungsmittel einzuführen. Die Möglichkeiten für eine weitere Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung sind jedoch noch sehr groß (vgl. s. S. 52.) (Aus: Fünf Jahre wirtschaftliche Entwicklung, in: Israel-Informations-Dienst 1. [Köln, 20. 4. 1953.] 7/4.) Es konnten von den bis Mai 1953 insgesamt 720 000 Einwanderern 500 000 in jeder Hinsicht im Leben Israels absorbiert werden. Davon haben 150—170 000 in der Landwirtschaft eine neue Existenz gefunden. Die Aufnahmekosten für alle Neueinwanderer, insgesamt Israelpfund 1 200 000 (einschließlich Unterhalt, Transport, ärztliche Betreuung, Erziehung etc.) sind von der Jewish Agency, der israelischen Regierung und den Kommunitäten getragen worden. (Nach: Allgemeine Wochenzeitung VIII. [Düsseldorf, 1. 5. 1953] 4.)

Die nichtjüdische Bevölkerung Israels

	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
	31. 12. 1951		31. 12. 1952		31. 3. 1953	
Gesamtbevölkerung	1 377 000	100	1 671 000	100	1 625 000	100
Davon Nichtjuden	173 000	11,0	179 000	11,0	183 000	11,1
Christen	39 000	2,5	40 000	2,5	40 500	2,5
Mohammedaner	118 500	7,5	123 000	7,5	126 000	7,6
Drusen	15 500	1,0	16 000	1,0	16 500	1,0

(Dasebst. 2/Nr. 19.6. vom 12. 11. 53)

10/17) Die Aufforstung Israels

„National-Zeitung“. Basel, 8. Dezember 1953: „Als friedliches Aufbauwerk, das Israel mit keinem Nachbar in Konflikt bringt, stellt sich die vom Keren Kayemet Le-Israel (Jüdischer Nationalfond) schon vor der Staatsgründung geförderte Aufforstung dar.

Der Leiter des Forstdepartements des Jüdischen National-Fonds in Jerusalem, Josef Weitz, gab bekannt, daß in diesem Jahre nach Beendigung der Regenzeit 4 1/2 Millionen Bäume vom Jüdischen National-Fonds in Israel gepflanzt werden sollen. Die Bäume werden in Galiläa in der Nähe von Safed, in den Bergen Efraim, im jüdischen Bergland bei Jerusalem und im Süden des Landes, im Negev, gepflanzt werden. (Vgl. o. S. 30.) Hier werden vor allem Alleen zu beiden Seiten der neuen Straßen als Schutz vor Sandverwehungen gepflanzt werden. Die Kosten dieser Aufforstungsarbeiten, die zum Teil von den Siedlern in den neuen Dörfern ausgeführt werden, betragen 1 400 000 Israelpfund.

(Aus: Israel-Informat.-Dienst, 2. [Köln, 12. 2. 54.] 24/16 u. 6.)

10/18) „Ein Ruf zur Einheit“

Das in Tel Aviv erscheinende Mitteilungsblatt der Europäischen Einwanderer veröffentlicht in Nr. 2 v. 3. 1. 54:

Der Haifaer Bürgermeister Aba Chuschi hielt eine bemerkenswerte Ansprache anlässlich eines Empfanges in einem Haifaer katholischen Klub. Er führte dort u. a. aus: „Ich liebe nicht den Begriff ‚nationale Minderheit‘ in Israel und wünsche, die Einheit der Bevölkerung ohne Majorität oder Minorität zu sehen.“ Er fügte hinzu, man könne ein guter Israeli sein, und gleichzeitig ein guter Araber oder an seinem Glauben festhalten. Mißverständnisse müßten überwunden und nicht vertieft werden, um Diskriminierung oder Minderwertigkeits-Gefühle zu vermeiden.

Diese Worte des Haifaer Bürgermeisters verdienen gerade im jetzigen Zeitpunkt Hervorhebung, in welchem unsere Beziehungen zu der nichtjüdischen Umwelt des Landes aufs äußerste gespannt sind. Es waren sehr kluge Worte, die in ihrer Formulierung an politische Gedanken anklingen, wie sie in der Vergangenheit von Männern wie Chajim Weizmann oder Arthur Ruppin und J. L. Magnes geäußert und auch zur Grundlage politischer Programme gemacht worden sind. Damals waren die Zahlenverhältnisse in den Grenzen Palästinas andere, als sie heute in den Grenzen Israels sind. Aber der Gedanke, daß Menschen verschiedener nationaler Herkunft in einem Lande und Staate miteinander leben und etwas Gemeinsames schaffen können, ist darum heute nicht weniger richtig und wichtig. Es ist bemerkenswert, daß Erzbischof Hakim, der heute die zentrale Figur der in Israel lebenden Araber darstellt, in seiner Antwort-Rede die Hoffnung aussprach, „Die Behörden Israels möchten die ausgestreckte Hand der arabischen Bürger ergreifen“.

Die Veranstaltung fand in der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr statt, in der der Weg in das neue Jahr überall in der Welt mit manchen guten Vorsätzen gepflastert wird. Dennoch verdient dieses Ereignis und die Art Unterstreichungen, in der der Haifaer Bürgermeister ein Bekenntnis zu dem ablegte, was den inneren Frieden des Landes garantieren und damit ein Beitrag zur Befestigung unseres Staates in der Welt werden kann.